

Ein Karl-May-Leser war ich nie. Im fraglichen Alter hatte mich Stevensons „Schatzinsel“ schon auf andere Spuren gesetzt. „Der Schatz im Silbersee“ dagegen, versuchsweise gelesen, weil Freunde so begeistert waren, kam mir irgendwie dröge vor. Aus lauter Langeweile begann ich die Leichen zu zählen und kam auf eine stattliche Zahl, deren Nennung meine Freunde aber wenig beeindruckte. Zur Gemeinde fand ich, obwohl ich es gern getan hätte, nicht. „Winnetou“ las ich erst als Erwachsener, dank der Vorbereitung durch Hans Wollschläger und Arno Schmidt mit bemühtem Respekt. Nun aber war nicht Langeweile der vorherrschende Eindruck, sondern eher Komik: wie die Herren Schurken mit der Erörterung ihrer teuflischen Pläne höflicher Weise immer warteten, bis die Herren Helden sich auf Hörweite an die Zeltwand herangerobbt hatten, und wie ihre Gespräche schlagartig wieder verstümmten, sobald die Lauscher sich zurückzogen. Ich las mit einer Spannung, die nicht die vom Autor beabsichtigte war.

Das hat sich geändert, und zwar gründlich. Der Weg zum fernen Wundermann öffnete sich hinter einem Seiteneingang, hinter dem ich vieles erwartet hätte, nur nicht ihn. Denn auf der Tür standen Namen wie Platen und Rückert und Titel wie „Nathan der Weise“ oder „West-östlicher Divan“. Unter dem Eindruck der nach Ende 2015 aufbrandenden Islam-Feindlichkeit war mir ein schon öfter erwogener Plan wieder in den Sinn gekommen. Ein Semester lang sollte das Thema meiner Vorlesungen lauten: „Der Islam in der deutschen Literatur“. Denn schon zwei oder drei aufksamere Blicke in diese Literatur hätten genügt, um den Satz, der Islam gehöre zu Deutschland, als die sachliche Feststellung kenntlich zu machen, die er ist.

Von der Toleranzrede im „Willehalm“ des Wolfram von Eschenbach bis zu den neugierigen Reiseberichten des Barockzeitalters, die auch gleich die ersten Übersetzungen persischer Poesie mitbrachten, sollte es gehen, von Lessings Islamstudien und dem auf Koranversen gründenden Mahomet-Fragment des jungen Goethe bis in die Liebesmystik, die sich im „Divan“ und dann ganz anders in Platens „Ghaselen“ artikuliert, von Rückerts Koran-Übersetzung bis – ja, wohl oder übel wohl auch – zu Karl Mays Orient-Zyklus. Nicht, dass ich mehr erwartet hätte als grellen Orientalismus, durchtränkt mit kolonialen Stereotypen. Dass die erste Buchausgabe des ersten Bandes noch „Durch Wüste und Harem“ geheißen hatte, war nicht geeignet, den Argwohn zu mindern.



MEIN ERSTES MAL

Selten bin ich in den letzten Jahren so gründlich eines literarisch Besseren belehrt worden wie bei der nun folgenden Lektüre. Nicht dass ich den Plot sehr viel spannender gefunden hätte als damals den „Schatz im Silbersee“. Selbst die von den Freunden so gerühmte Szene, die den durch eine Art Kanalrohr tauchenden Helden bei wachsender Atemnot vor ein Gitter führt, an dem es kein Vor und kein Zurück mehr gibt, war nicht annähernd so nervenzerreißend wie erhofft; der Held rafft einfach seine ganze Kraft zusammen, zerrt das Gitter aus der Verankerung und reckt den Kopf dann gerade rechtzeitig zu neuer Lauschbarkeit aus dem Wasser, das war's. Meine Bekehrung zu Karl May ergab sich aus den genauen

Gegenstücken solcher Szenen: aus den ausschweifenden Abschweifungen.

Durch die Wüste erwies sich gerade im ausdauernden autodidaktischen Bemühen um Belehrung der Leser als eine anrührende, nein: ergreifende Lektüre – schon deshalb, weil die Lehrfähigkeit des Doktor May nicht bloß neben Helden und Handlung herläuft, sondern sich in ihnen bewähren muss. Die Größenphantasie behrucht hier auf Verhaltensregeln, mit denen ich in Wüste und Harem zuletzt gerechnet hätte. Könnte ein kolonialer Redegestus selbstgefälliger erscheinen als im folgenden Satz, mit dem sich der Held und Erzähler Kara Ben Nemesi („Karl, Sohn der Deutschen“) vertraulich an seine Leser wendet? „Man muß“, sagt er beiseite,

Empor ins Reich des Edelmenschen

Ordnung ist in diesem Buch das halbe Heldentum, aber Karl Mays „Durch die Wüste“ hat noch viel mehr zu bieten.

Von Heinrich Detering

„den Orientalen eben zu behandeln verstehen.“ Genau, wozu repräsentiert man schließlich eine Herrenkultur! Aber es folgt noch ein zweiter Satz, der den ersten eigenartig bricht: „Der Abendländer, der sich vom Morgenländer mißachtet sieht, trägt selbst die Schuld.“

Natürlich ist und bleibt Kara der schlechthin Überlegene, das wäre ja noch schöner. Aber seine Überlegenheit kann sich – und diese Bedingung wird nun durch jedes Kapitel des Romans beglaubigt – nur in der Achtung erweisen, den er den vermeintlich Unterlegenen entgegenbringt; „behandeln“ heißt hier tatsächlich „respektieren“. Nachdem der Abendländer die Morgenländer sechshundert Seiten lang kennengelernt hat, sind sie nicht einmal mehr die Unterlegenen; weshalb die Missachtung dann nur noch den Übeltätern und Bösewichten beider Seiten gilt, in schöner morgen- und abendländischer Eintracht.

Aus ihren eigenen heiligen Texten heraus widerlegt Kara Ben Nemesi die tückischen Behauptungen der Bösen, und da kennt er sich in der Bibel ebenso aus wie im Koran. Beide sind (oder werden) ihm lieb und nah. Wenn der Schiffsführer auf dem Nil angesichts des nahenden Kata-

rakts seine Passagiere auffordert, mit ihm „die heilige Fätiha“ zu beten, also „die erste Sure des Kurân“, und er sie „im Namen des Allbarmherzigen“ anstimmt: dann zögert der Erzähler nicht, zu „gestehen, daß dieses Gebet auch mich ergriff, aber nicht aus Bangen vor der Gefahr, sondern aus Ehrfurcht vor dem tief im Herzen wurzelnden Gottesglauben dieser Menschen, die nichts beginnen, ohne sich dessen zu erinnern, der in dem Schwachen mächtig ist“. Der in dem Schwachen mächtig ist? Es war der Apostel Paulus, der im zweiten Brief an die Korinther mit diesem Ausdruck die „Kraft Christi“ beschrieb. Die Erinnerung daran begegnet Kara Ben Nemesi jetzt im Hören der Fätiha.

re Größe beweist, mindestens ebenso wie in seinen virtuellen Zweikämpfen. Allianzen zu bilden aber erfordert wiederum Kenntnisse. Und deshalb bedarf hier jede größere Handlungssequenz der ausgiebigen Sammlung von Informationen. Keineswegs erschöpft sich deren Funktion für den Roman im dekorativen Ausmalen der orientalischen Kulissen oder im abermächtigten Auftrumpfen eines zu allem Übrigen auch noch allwissenden Helden (oder Autors). Denn Kara Ben Nemesi, siehe da, weiß bei weitem nicht alles. Aber er weiß, dass er vieles nicht weiß.

Und darum fragt er unerschrocken nach, immer wieder und mit derselben Ausdauer, die er sonst beim Überqueren gefährlicher Salzseen oder von Räuberban-

gen. Als *running gag* zieht sich die Bekehrungskonkurrenz von Christ und Muslim durch den Roman, und so überlegen sich der Erstere dabei weiß, so offen geht der Streit doch aus. Gerade nicht, weil einer den anderen tatsächlich bekehrt hätte. Sondern weil die fortschreitende Erkenntnis religiöser und moralischer Gemeinsamkeiten bis dahin übersehene Grundlagen freilegt, auf denen sich mit der Verschiedenheit leben lässt. Und so verwandeln sich Verachtung und Hass der ersten Sätze in eine Quelle fortgesetzter Neugier und kulturvergleichenden Vergnügens.

Kara Ben Nemesi wird dabei so wenig zu einem neuen weisen Nathan wie sein Begleiter Hadschi Halef Omar. Aber die doppelte Einsicht, in die Nathans Ring-

Natürlich ist Halef, wie Sancho, eine komische Figur. Aber wie Sancho, so ist auch er gerade deshalb seinem Herrn manchmal eigentümlich überlegen. Am erzählenden Helden und vielleicht auch am Autor vorbei verkörpert er einen Witz, eine ungenierte Pfiffigkeit, die sich nicht unterkriegen lassen, die nicht ganz und gar erwachsen werden will, jedenfalls nicht so wie sein lehrerhaft überlegener, in sich ruhender Herr.

Eine Beunruhigung ganz anderer Art geht, für heutige Leser, schon von den Namen mancher Schauplätze aus, über die sich Held und Antiheld bewegen. In Sindul und Kirkuk spielt der Roman, in Sindschar, Damaskus und Palmyra, bei den Wahabiten und Jesiden. Gewiss, um 1890 verwiesen diese Namen nicht auf die allabendliche Tagesschau, sondern in exotische Ferne. Aber Karl May besteht, im Verfolg des romanbestimmenden Achtungsgebotes und Erkenntniszwangs, auf dem Bemühen, auch das Exotische wenigstens verstehbar zu machen. An keinem Ort während der abenteuerlichen Reise Durch die Wüste beweist Kara Ben Nemesi seine Wissbegierde so ausdauernd wie in der Begegnung mit der letzten religiösen Gruppe, der er begegnet und die auch von den Muslimen ihrerseits bergewohnt wird: den Jesiden – deren Darstellung schon deshalb das Nachlesen lohnt.

Über viele Seiten ziehen sich Gespräche mit den Jesiden hin, und Kara muss sie, ein überaus bezeichnendes Detail, mit Hilfe eines Dolmetschers führen: Selbst der ansonsten doch auch sprachlich bestens Vorbereitete muss bei den Jesiden von vorn anfangen. Man fragt sich, wie Generationen pubertierender Kara-Ben-Nemesi-Bewunderer mit diesen Passagen umgegangen sind. Alle Befragten versichern mir, man hätte sie einfach überblättert. Aber wie soll das gehen, wenn einige dieser Auskünfte zur Voraussetzung neuer Handlungspläne werden, wenn sich die religionsvergleichenden Gespräche keineswegs so säuberlich vom „eigentlichen“ Geschehen absondern lassen, wie man das als Vierzehnjähriger gern gewollt hätte? Sollten die kulturgeschichtlichen Wissensvorräte, die Karl May aus Lexika, Zeitungen und Reisebüchern zusammengesucht und notfalls auch selbst erfunden hat, vorübergehend doch aufklärender gewirkt haben, als es seinen Lesern im Gedächtnis blieb? Gewiss, der koloniale Grundzug der Orient-Romane verschwindet mit alldem nicht. Karl der Deutsche erzählt unter den Bedingungen des Kolonialismus und für ein unter diesen Bedingungen zahlendes Publikum. Aber er tut, was ihm nur irgend möglich ist.

In seinem ambitionierten symbolischen Spätwerk hat Karl May auch die früheren Abenteuerromane nachträglich allegorisch umdeuten wollen. Nun sollte Kara Ben Nemesi immer schon die strebende Seele verkörpert haben, Halef das leibbestimmte Leben, Winnetou das Ideal des Edelmenschen und so fort; und alles sollte hinauslaufen auf eine Menschheitsversöhnung im Zeichen religiöser Verständigung und gütesaristokratischer Humanität. Man kann das belächeln. Zu denen, die es bewunderten, gehörte Bertha von Suttner, die unter anderem für ihren Roman „Die Waffen nieder!“ 1905 den Friedensnobelpreis erhalten hatte. Im März 1912 war sie unter denen, die im Wiener Sofiensaal einen Vortrag des Siebzehnjährigen hörten; er trug den unschlagbaren Titel „Empor ins Reich der Edelmenschen!“ Als Karl May kurz darauf starb, verfasste sie einen Nachruf. Wer „den schönen alten Mann“ angehört habe, so lautete ihr letztes Wort, „mußte das Gefühl gehabt haben: In dieser Seele lodert das Feuer der Güte.“

Heinrich Detering lehrt Literaturwissenschaft in Göttingen und ist Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. In unserer Reihe „Mein erstes Mal“ erschien zuletzt am 9. September Paul Maars Lektüre von „Pippi Langstrumpf“.

Zauber des Orients: Kara Ben Nemesi, das wollte Karl May ersichtlich auch selbst sein. Foto Alamy



den heimgesuchter Gebirge an den Tag legt. Vom berühmten, immer wieder zitierten Anfang des Romans an zieht sich eine Wissbegierde durch dieses Buch, die sich vom selben Anfang an, in einem starken Sinne des Wortes, dialogisch präsentiert. Nicht bloß in schulfunkhaft didaktisierte Frage-Antwort-Spiele kleidet Karl May seine kulturgeschichtlichen Erläuterungen, sondern mit Vorliebe in Streitgespräche, an denen niemand so viel Vergnügens hat wie die Streitenden selbst. So beginnt es: „Und es ist wirklich wahr, Sihdi, daß du ein Giaur bleiben willst, ein Ungläubiger, der verächtlicher ist als ein Hund und widerlicher als eine Ratte, die nur Verfaultes frißt?“ Allerdings wolle er das, sagt der noch namenlose Angeredete zum noch namenlosen Frager, dem damit nichts übrig bleibt als die Erklärung: „Sihdi, ich hasse die Ungläubigen...“ So sprach Halef, mein Diener und Wegweiser, mit dem ich in den Schluchten und Klüften des Dschebel Aures und dann zum Dra el Haua hinuntergestiegen war.“

Nicht nur die Ortsnamen sind fremd und verheißungsvoll, sondern auch die Vorstellungen von Glauben und Unglauben, die ausgiebig verhandelt werden, die Menschenbilder und Jenseitsvorstellun-

parabel führen sollte: dass die jeweiligen Ringe gemeinsamen Ursprungs seien und dass ihre Echtheit sich allein im praktischen Tun ihrer Träger bewähren könne – diese Einsicht ist auch die ihre. Überhaupt, dieser Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah! Wie nahe läge es, den komischen kleinen Kerl, den sein erzählender Herr ja auch gern mit solchen Ausdrücken charakterisiert und der nicht einmal ein Hadschi ist, weil er seine Hadsch erst noch vor sich hat – wie nahe läge es, diesen Aufschneider und Schlingel als das Spottbild eines durchtriebenen Orientalen zu zeichnen, dem gegenüber die protestantisch-deutsche Kultur Kara Ben Nemesi nur umso heller strahlt! Aber Halef ist anders.

Karl Mays Abenteuerroman verrät in der Episodenstruktur seiner aventurierten und den komischen Zügen, die sich gerade Halef verdanken, dass er der pikaresken Tradition nicht weniger entspringt als dem zeitgenössischen Sensationsroman. Darum zeigt sich im Verhältnis zwischen Kara und ihm zumindest ein Zug jener Ambivalenz, die etwa zwischen dem edlen Hidalgo von der Mancha und dem bäuerlichen Sancho Pansa besteht.

Frankfurter Anthologie

Gert Loschütz

Johannes Schenk baut einen Stuhl

Es ist alles ganz einfach ein Stuhl sagt er hat vier Beine einen Sitz eine Rückenlehne unser Stuhl bekommt noch zwei Armlehnen unser Stuhl kann sich sehen lassen du kannst darum herumgehen und dir vorstellen Brecht sitzt auf deinem Stuhl Der Stuhl wird ein Gedicht sagt er Ich sehe es vor mir

was fällt dir dabei ein mit dem Stuhlbein ein Gedicht schreiben ist der Stuhl noch frei Stuhl um Stuhl heute schon Stuhl gehabt mit dem Stuhl durch die Wand gehen der Stuhl hat seine Schuldigkeit getan wenn ich alle Stühle zusammenzähle die Realität macht einem alles kaputt: man trifft den Nagel auf den Kopf und dann

ein Stuhl sagt er jetzt was ist ein Stuhl der Ho-Tschi-Minh-Pfad bestuhlt dass ich nicht lache die meiste Zeit sitzt du in Kneipen rum gehst du nicht zu Demonstrationen was brauchst du einen Stuhl

Hans Christoph Buch

Bitte nix Polizei

Um dieses Gedicht zu interpretieren, muss ich gleich zwei Autoren vorstellen: Gert Loschütz, Jahrgang 1946, der als Kind mit seinen Eltern aus der DDR in die BRD übersiedelte, genauer gesagt von Genthin nach Dillenburg, und später in dem Roman „Flucht“ seiner Geburtsstadt ein Denkmal setzte. Gert Loschütz schreibt Gedichte und Prosa, Drehbücher und Hörspiele; sein bekanntestes Buch heißt „Dunkle Gesellschaft“ und greift das Motiv des Totenschiffs auf, das nicht erst seit B. Traven durch die Literaturgeschichte geistert. Loschütz war selbst Matrose und fuhr als Jungdlicher auf einem Frachter nach Archangelsk.

Und der zweite Autor: Johannes Schenk, 1941 geboren, 2006 verstorben. Man könnte ihn als dichtenden Seemann charakterisieren. Sein Vater war Schriftsteller, die Mutter Künstlerin, und aus Berlin, wo er die Studentenrevolte von 1968 mitmachte, kehrte er immer wieder ins heimatische Worpsswede zurück. Dort lebte er mit der Malerin Natascha Ungeheuer in einem Zirkuswagen und träumte sich aus der dörflichen Enge in die weite Welt hinaus. Nicht nur in der Phantasie, sondern ganz real: Beim Versuch, mit einem Rettungsboot, einer Nusschale, das Mittelmeer zu überqueren, kann Schenk fast ums Leben. „Zwiebeln und Präsidenten“, „Die Genossin Utopie“, „Der Schiffskopf“ und „Gesang des bremischen Privatmanns Johann Jakob Daniel Meyer“ heißen die Titel seiner anfangs bei Wagenbach, später in anderen Verlagen erschienenen Bücher, die Wallstein in Göttingen neu aufgelegt hat.

Gert Loschütz war Mitte Zwanzig, als er dieses Gedicht schrieb, und es ist von der Agenda der Jahre um 1968 geprägt. Nicht nur, weil von Demonstrationen die Rede ist und vom Ho-Tschi-Minh-Pfad, auf dem die Vietcong genannte Befreiungsfront Waffen nach Südvietnam schmuggelte. Auch das Basteln eines Stuhls war Ausdruck des Zeitgeists: Um der bürgerlichen Wohnkultur gegenüber keine Konzessionen zu machen, holte man sich Möbel beim Trödler und vom Sperrmüll oder baute sie kurzerhand selbst: „Radical Chic“ hat Tom Wolfe das genannt.

Der von Johannes Schenk hergestellte Stuhl hat wirklich existiert, und ich sehe ihn noch vor mir: klobig und breit wie das Ehebett, das Odysseus zimmerte, bevor er die Freier erschoss, die Penelope den Hof machten. „Die Helden der Ilias“, sagte ich zu Johannes Schenk, während er mir seinen Stuhl vorführte, „fertigten ihre Waffen und Gerätschaften selbst an. Hegel schreibt darüber!“

Aber Schenk missdeutete meine Bemerkung als Kaufinteresse. Er wolle mir den Stuhl verkaufen oder, wenn ich kein Geld hätte, schenken, sagte er, und es fiel mir nicht schwer, das großzügige Angebot auszuschlagen, weil ich zu Recht vermutete, dass der selbstgebaute Stuhl für alles Mögliche, nur nicht zum Sitzen geeignet war.

In den frühen siebziger Jahren kamen wir bei Johannes Schenk in der Naunynstraße zusammen, um über Fragen der marxistischen Ästhetik zu diskutieren. Wir – das war die Gruppe ARSCH (Assoziation revolutionärer

Schriftsteller), zu der in meiner Erinnerung auch Gert Loschütz gehörte. Aras Ören las Gastarbeiterprosa unter dem Motto „Bitte nix Polizei“, Yaak Karsunke trug sein Gedicht „Hallo Mieter!“ vor, Schenk erzählte vom Kreuzberger Straßentheater, das er mit Natascha Ungeheuer ins Leben gerufen hatte, und F. C. Delius von seinem Prozess gegen Siemens, den er zu unserer Überraschung gewann. Die Gruppe ARSCH zerfiel schneller, als sie entstanden war, weil wir uns nicht einig wurden, was Agitprop und was sozialistischer Realismus war. Brecht oder Majakowski, das war die Frage: Ich plädierte für Kafka, Gläser flogen durch die Luft, und ich warf Karsunke einen Aschenbecher an den Kopf.

Jahre später sah ich den selbstgemachten Stuhl wieder in Johannes Schenks „Sonntagscafé“, das er im Schatten der Mauer in einem Kreuzberger Hinterhof betrieb. Der Stuhl stand neben dem Kachelofen – vielleicht war es auch ein Kanonenofen. Hans Joachim Schädlich nahm auf ihm Platz und las aus seinem Buch „Ostwestberlin“, das – da waren alle sich einig – weder Agitprop noch sozialistischer Realismus war.

Gert Loschütz: „Gegenstände“. Gedichte und Prosa. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1971. 86 S., br., vergriffen.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Pablo Neruda“. Deutscher Kunstverlag, Berlin 2017. 80 S., geb., 22,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.

Redaktion Hubert Spiegel